Bezugs-Preis

In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 83. **Montag** den 15. Februar 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 15. Februar.

Auch am Sonnabend ist im **Reichstag** die Berathung des Militairetats zu einer regelrechten Socialistendebatte geworden, die noch nicht einmal zu Ende gelangt ist. Die Schuld daran trägt die chronische Beschlußunfähigkeit, die es der Mehrheit unmöglich macht, derartigen Redeturnieren durch einen Schlußantrag ein Ende zu setzen. Am Sonnabend war es die neueste Kraft der socialdemokratischen Fraction, der im vorigen Sommer in Brandenburg-Westhavelland gewählte ehemalige Candidat der Theologie Pöus, der die Sache der Socialdemokratie zu führen hatte. Hätte er den rechten Gegner gefunden, so würde die Debatte doch wenigstens einen Nutzen gehabt haben. Er stellte nämlich die Socialdemokratie als die ungerecht angegriffene, verfolgte Partei hin. Beweis dafür die Strenge, mit welcher man das Eindringen der socialdemokratischen Anschauungen und Bestrebungen in die Armee zu verhindern sucht, ja Leute, die sich offen als Anarchisten bezeichnen, mit Strafen belegt. Was den letzteren Fall anlangt, so konnte der preußische Kriegsminister gleich feststellen, daß der Mann, welchen Herr Pöus dabei im Auge hatte, keineswegs, indem er sich als Anarchisten bezeichnete, einen harmlosen Scherz beabsichtigt, sondern daß er sich eines recht groben Radaues schuldig gemacht hatte, wofür er mit der entsprechenden Strafe belegt worden war. Aber so ist es ja immer mit den von den Socialdemokraten vorgebrachten „Thatsachen"; bei Licht besehen, nehmen sie sich immer ganz anders aus. Das wies auch Generalauditeur Ittenbach an einer Anzahl von Fällen nach, welche die Abgg. Bebel und v. Vollmar am Freitag auf Grund ihrer Zeitungslectüre in die Erörterung gezogen hatten. Was aber die Stellung der Militairbehörden zur Socialdemokratie anlangt, so bestreitet natürlich Niemand, daß die socialdemokratische Anschauungsweise überall, wo sie sich in der Armee bemerklich macht, auf das Entschiedenste bekämpft wird, und das ist es, wogegen zu protestiren die socialdemokratischen Reichstagsabgeordneten ein Recht zu haben glauben. Herr Bebel hatte am Freitag erklärt, seine Partei denke gar nicht an eine Casernenagitation, und Herr Pöus versicherte am Sonnabend, daß seine socialdemokratische Gesinnung ihn niemals abgehalten habe, seine dienstlichen Pflichten als Soldat vollauf zu erfüllen. Gerade diese Erklärungen wären der Punct gewesen, an dem die Gegner hätten einsetzen und dem Redner hätten klar machen können, wie unberechtigt seine Vorwürfe waren. Folgten die ihre Dienstpflicht erfüllenden „Genossen" dem Beispiele des Herrn Pöus und enthielten sie sich nach der Mahnung des Herrn Bebel der Casernenagitation, so würden sie über harte Behandlung sich ebenso wenig zu beklagen haben, wie Herr Pöus. Dieser hätte also seine Beschwerden an die „Genossen" im Heere richten sollen, die auch als Soldaten die Socialdemokraten herauskehren und deshalb mit ihren dienstlichen Pflichten in Collision gerathen. Daß im Heere Disciplin herrschen muß, wenn es seinen Zweck erfüllen soll, das leuchtet doch gerade den socialistischen Führern, die sich sogar herausnehmen, Arbeiter, die nicht streiken wollen und dadurch den Beweis liefern, daß sie nicht zu dem eingeschworenen Heerhaufen der Socialdemokratie gehören, durch das beliebte Mittel des Boycotts zu disciplinren, vollkommen ein. Protestiren sie nun selbst gegen die Casernenagitation und beweisen sie durch selbstgeübtes Beispiel, daß man trotz socialdemokratischer Gesinnung als Soldat seine dienstlichen Pflichten erfüllen kann, ohne sich über Behandlung auszusetzen, so beweisen sie zugleich, daß ihre Klagen und Beschwerden über einen planmäßig gegen die dienenden Socialdemokraten geübten Terrorismus nur dem Zwecke der Verhetzung dienen sollen. Den Herren das vorzurücken, machte allerdings der Abg. Frhr. v. Stumm einen Anlauf, den aber seltsamer Weise der Herr Präsident aufzuhalten für nöthig hielt. Bessere Einsicht zeigte er, als er dem Abg. Dr. Hasse die Gelegenheit nicht abschnitt, an dem ungeschliffenen Auslassungen des englischen Staatssecretairs des Kriegs über die angeblich im deutschen Heere herrschende „Sclaverei" zu zeigen, welche Anschauungen über unser Militairwesen durch die systematischen Entstellungen und Verleumdungen von Seiten der Socialdemokratie im Auslande hervorgerufen werden.

Das Ergebniß der Berathungen der **Finanzminister der Einzelstaaten** über die Abgrenzung der Finanzen derselben nach dem Reiche hin liegt in einem Gesetzentwurfe vor, der die Aufschrift trägt: „Verwendung überschüssiger Reichseinnahmen aus dem Etatsjahre 1897/98 zur Schuldentilgung." Die bisherige Regelung zwischen den Finanzen des Reiches und der Einzelstaaten durch die Franckenstein'sche Klausel war schon complicirt genug. Noch complicirter ist sie durch die auf Anregung des Centrumsabgeordneten Lieber für das laufende Etatsjahr 1896/97 angenommene Subklausel zur Franckenstein'schen Klausel geworden. Der neue Gesetzentwurf setzt auf diese beiden Klauseln für das bevorstehende Etatsjahr noch eine dritte und macht dadurch die Uebersicht über die Abgrenzung von Reichs- und einzelstaatlichen Finanzen vollends unübersichtlich. Nach der Franckenstein'schen Klausel fallen die Mehrbeträge aus den Zöllen und der Tabaksteuer über 120 Millionen Mark den Einzelstaaten zu. Dafür decken diese den Bedarf des Reiches durch Matricularumlagen. Praktisch wurde dies bisher bei der Jahresabrechnung so gehandhabt, daß man 120 Millionen Mark von den Zöllen vorweg nahm, von den darüber hinausgehenden Erträgen die Matricularumlagen rechnungsmäßig subtrahirte und das, was übrig blieb, nach der Kopfzahl der Einwohner an die Bundesstaaten vertheilte. Mit der Abrechnung für das laufende Etatsjahr 1896—97, welche im Jahre 1898 erst erfolgt, wird aber bereits anders verfahren; für diese gilt die in einem Sondergesetz im verflossenen Winter formulirte Klausel, welche besagt: Der Ueberschuß fließt nur zur Hälfte den Einzelstaaten zu, die andere Hälfte bleibt dem Reiche und wird zur Schuldentilgung verwandt. Wenn Anleihecredite offen stehen, werden sie auf diese verrechnet. Diese Klausel gilt aber zum Unterschiede von der Franckenstein'schen Klausel nicht dauernd, sondern als Specialgesetz nur für das laufende Etatsjahr. Für das nächste Etatsjahr 1897/98 würde also wieder die Franckenstein'sche Klausel als Hauptregel gelten; es würden bei der Abrechnung, die im Jahre 1899 erfolgt, die Einzelstaaten die rechnungsmäßigen Ueberschüsse über die etatsmäßigen Ueberweisungen wieder unverkürzt erhalten. Das Centrum hat aber bereits angekündigt, daß für das Etatsjahr 1897/98 wieder die Lieber'sche Klausel angewandt werden soll, wozu wieder ein Specialgesetz nothwendig wäre. Diesem Wunsche entspricht auch in seinem ersten Paragraphen der vorstehende Gesetzentwurf, indem er sagt, daß auch bei der Jahresrechnung für 1897/98 — die im Jahre 1899 erfolgt — die Hälfte der Ueberschüsse der Zölle über die Matricularumlagen zur Verminderung der Reichsschuld dem Reiche verbleiben soll. Nun kommt aber in dem vorliegenden Gesetzentwurf eine neue Klausel dazu, und diese besagt: Wird der Etat für 1899/1900 aufgestellt und ergiebt sich, daß die etatsmäßigen Einnahmen aus Zöllen und der Tabaksteuer geringer sind, als die etatsmäßigen Matricularumlagen, daß also im Voranschlag die Einzelstaaten nicht nur nichts erhalten, sondern noch an das Reich herauszahlen müssen, dann soll folgendes geschehen: es wird im Etat der von den Einzelstaaten geforderte Mehrbetrag gedeckt, erstens durch den Betrag, der nach der dann feststehenden Jahresabrechnung für 1897/98 den Bundesstaaten zufließen soll. Reicht dieser Betrag nicht aus, dann müssen im außerordentlichen Etat für 1899/1900 Reichsmittel bereitgestellt werden, nöthigenfalls bis zur Höhe der zweiten Hälfte der Ueberschüsse von 1897/98, die nach § 1 dem Reiche zur Schuldentilgung bleiben sollten. In anderen Worten: die Schuldentilgung aus den Mehrerträgen des Finanzjahres 1897/98 wird im Jahre 1899 dann erst definitiv, wenn nicht von den einzelstaatlichen Landescassen über die Ueberweisungen hinaus Zuschüsse zur Deckung des Bedarfs im ordentlichen Reichsetat gefordert werden müssen. Werden im Etat solche Zuschüsse erforderlich, so wird die bereits erfolgte Schuldentilgung wieder rückgängig gemacht, indem das Mehr nicht in den ordentlichen, also durch Matricularumlagen zu deckenden Etat, sondern in den außerordentlichen Etat übernommen, also auf Anleihecento gesetzt wird. Man wird nicht bestreiten können, daß dieser Gedanke, so schwer man ihm auch in dem Labyrinth der Finanzbeziehungen zwischen Reich und Einzelstaaten nachgehen kann, folgerichtig sei. Noch mehr aber beweist er die Nothwendigkeit, zwischen dem Reich und den Einzelstaaten eine klare Abgrenzung zu schaffen, die Jedermann verstehen kann und die nicht von den wechselnden Launen des Parlaments bei jährlicher Wiederkehr des Gesetzes abhängig ist. Nach den Aeußerungen in klerikalen Kreisen und in der „Freisinnigen Ztg." ist es übrigens wenig wahrscheinlich, daß die jetzige Reichstagsmehrheit diesen Gesetzentwurf annimmt. Sie will eben keine reinliche Scheidung zwischen Staats- und Reichsfinanzen, sie will die Willkür, vom Reich aus die Einzelstaaten finanziell zu beeinflussen, nicht aus der Hand geben, und darum soll bei der Lieber'schen Klausel stehen geblieben und auf diesem Wege nicht weiter geschritten werden, weil die letzte Consequenz eines Fortschreitens eben keine andere sein kann, als endlich zwischen Reichs- und Staatsfinanzen eine Klarheit zu schaffen.

Der Stand der Dinge, wie er durch den Ausbruch der **kretensischen Revolution** geschaffen, hat sich insofern verändert, als die Pforte jetzt Vorbereitungen zu größeren Truppentransporten nach der Insel trifft, ein Beginnen, an welchem die Mächte sie nicht hindern und nicht hindern können, weil der Sultan, dem, nominell wenigstens, immer noch die Souveränität über Kreta zusteht, das Recht, ja die Pflicht hat, den Aufstand zu unterdrücken und Ruhe zu schaffen. Die jetzt auf Kreta stationirten türkischen Truppen sind nicht stark genug, um den Insurgenten auf die Dauer die Spitze zu bieten, sie befinden sich in Kanea sowohl wie in Haleppa, die von den Christen beschossen werden, in der Defensive und werden bei den bevorstehenden blutigen Zusammenstößen den Kürzeren ziehen. Sie wurden beim Ausbruch der jüngsten Unruhen deshalb nicht vermehrt, weil die Botschafter den Sultan davon zu überzeugen verstanden hatten, daß die Ankunft militairischen Succurses nur geeignet sei, die Lage zu verschärfen. Sofort aber nach dem Bekanntwerden der Absicht der griechischen Regierung ließen die Botschafter der Türkei freie Hand, und nur dem Glauben des Sultans, die Mächte würden für ihn handeln, sowie dem Umstand, daß die Cassen am Goldnen Horn gähnende Leere zeigen, ist es zuzuschreiben, daß nicht bereits türkische Kriegsschiffe in den kretensischen Gewässern erschienen sind. Nun aber rückt der Augenblick ihres Eintreffens und die Eventualität, daß die unter dem Prinzen Georg nun vollständig vor Kanea angelangte griechische Flottille die Landung türkischer Truppen zu verhindern sucht, in bedenkliche Nähe. Daß dies der nächste Zweck der Anwesenheit der griechischen Torpedoboote ist, darüber hat die Athener Regierung die Mächte nicht in Zweifel gelassen, und in dieser Absicht hat dieselbe sich auch trotz der energischen Abmahnung der Cabinette nicht irre machen lassen. Sie setzt ihre Kriegsrüstung mit großer Eile unter dem enthusiastischen Jubel der Bevölkerung fort, beruft die Reserven, zum Abgang theils nach Kreta, theils nach der makedonischen Grenze ein, bestellt Maulthiere und Pferde in Ungarn und hat beträchtliche Munitionssendungen aus Havre unterwegs. So könnte die Prognose für die Heilung des griechisch-kretensischen Nationalitätenfiebers höchst ungünstig und die Weltlage äußerst kritisch erscheinen, wenn nicht auch heute wieder Nachrichten vorlägen, welche mit aller Bestimmtheit die vollkommene Einigkeit der sechs Großmächte — England eingeschlossen — betonen. So erhalten wir aus Berlin aus vorzüglich informirter Quelle über die Auffassung der Lage in dortigen diplomatischen Kreisen folgendes Privattelegramm:

B. **Berlin**, 15. Februar. Die letzten Nachrichten aus Kreta zeigen noch keine Verminderung der dort herrschenden Spannung an. Immerhin dauert in den politischen Kreisen die kühle und ruhige Auffassung der Gesammtlage fort, und es scheint sogar, daß der sichtlich ernstere Charakter der zuletzt eingetretenen Ereignisse nicht ohne fördernden Einfluß geblieben ist. In der That soll in den letzten Tagen auch hier eine gleichmäßige Beurtheilung der brennenden Fragen durch die verschiedenen in Betracht kommenden auswärtigen Mächte sich noch viel entschiedener kundgegeben haben als bisher, und es darf festgestellt werden, daß angesichts der vermehrten Gefahr für den allgemeinen Frieden der Wunsch der Mächte, den Frieden aufrecht zu erhalten, in unzweideutiger Weise zum Ausdruck gekommen ist. Sonach darf auch ferner einer friedlichen Ordnung der entstandenen Schwierigkeiten entgegengesehen werden. Jedenfalls würde Griechenland sich getäuscht haben, wenn es mit der Uneinigkeit der Mächte in der kretensischen Angelegenheit gerechnet haben sollte.

Man trifft wohl das Richtige, wenn man annimmt, daß es England ist, dem erst der furchtbare Ernst der Lage den vorbehaltslosen Anschluß an die Willenskundgebung der

---

Feuilleton.

In der Irre.

11] Novelle von M. v. Oertzen.

Nachdruck verboten.

„Ich dachte, Du interessirst Dich nur für Bücher", sagte Resa langsam. „Ich dachte, Du hättest immer nur gelesen —".

„Nur für Bücher? Es hat Monate in meinem Leben gegeben, wo ich kein Buch berührte — auf den einsamen Schneefeldern der winterlichen Alpen bin ich umhergestreift und habe Lust und Freiheit getrunken — denn, Resa, ich bin ein freier Mensch — von Kindheit an habe ich Alles abgeschüttelt, was Zwang war — und wo ich einen solchen wahrzunehmen glaubte, da kam auch schon der Conflict — ich bin deshalb ein selbstständiger Gelehrter geworden. Aus Rang, Titeln 2c. habe ich mir nie etwas gemacht — nur aus der Freiheit! Ich liebe die Bauern mit ihrem Trotz und ihrer Härte — ich war selber schon ein halber Bauer! Ich verstehe das Volk — und verstehe die wilde, unverfälschte Natur. Und darum zog ich auf den einsamsten Strecken aller Herren Länder einher — dort habe ich gefunden, was ich suchte. Und nun fürchtest Du Dich vor mir? Du hast gemeint, einen zahmen Gelehrten zu lie— zu achten, und entdeckst in mir einen Mann, in dessen Seele es fortwährend gährt, der die Kraft in sich fühlt, eine Welt aus ihren Fugen zu heben — und warum sage ich das Alles? Weil wir allein sind — weil Du mich kennen sollst . . ."

Resa hatte den Kopf an einen Baumstamm gelehnt und ihr Auge hing an den Lippen des Redenden.

Um sie her rauschte der Wald sanft und gleichmäßig und tief — als Camill schwieg, stockte ihr Athem momentan. Sie sah ihn wie einen Hünen vor sich stehen — auch er hatte einen Frühling gekannt, aber nicht den der Blumen, der Vögel und des Duftes, sondern den der brausenden Stürme. Und er wollte die Aufgabe des Lebens mit ihr lösen!

„Fürchtest Du Dich?" fragte er noch einmal milder.

„Nein", sagte sie mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Ich dachte an ein Buch, das ich einmal gelesen — Fritjof Nansen's Fahrten und Wanderungen durch Grönland — damals verzehrte mich eine innere Schwüle und ich verzweifelte an aller Frische und Gesundheit der Welt — in jenem Buche fand ich das Verlorene wieder, mir wurde so wohl, so wohl, wenn ich im Geiste durch einsame Unendlichkeiten strich — damals dachte ich: Wäre es dir vergönnt, nur einmal einem solchen Manne zu begegnen — einem solchen wahren Mann —"

„Und nun?" fragte Camill stockend.

„Und nun — denke ich, bin ich ihm begegnet", flüsterte Resa.

Sie erschrak ihrer eigenen Worte. Ihr Herz klopfte überwältigend laut. Und zum ersten Male lernte sie jetzt fühlen, daß sie mit ihm allein war.

Doch er rührte sich nicht. Er stand noch immer in gleicher Entfernung von ihr, unbewegt und stolz.

„Es ist Zeit, daß wir in's Haus gehen", sprach er nach geraumer Weile. „Ein feuchter Dunst steigt aus dem Boden. Komm!"

In Resa's Brust kochte eine sonderbare Gluth. Das Wort, das sie ihm vorher gesagt, hatte sich fast mit Schmerzen ihren Lippen entrungen — und er hatte es hingenommen wie etwas Unbedeutendes oder Natürliches.

Sie traten in den großen Eßsaal, der meistens halb dunkel war. Resa stammelte eine Entschuldigung — Camill schwieg.

„O, Du warst mit Camill ausgegangen!" sagte Frau v. Willow mit unverkennbarer Befriedigung. „Wie Julian und May — die gingen den ganzen Tag ihre eigenen Wege — übrigens hat May mir geschrieben, daß sie mit Julian drei Urlaubstage hier zu verleben gedenkt, um die glückliche Brautzeit noch einmal aufleben zu lassen, wie sie sich ausdrückt. Sie kommen morgen —"

„Das ist nicht möglich", sagte Resa hart. Sie ballte die kleine Hand. Aller Augen richteten sich auf sie. Am schärfsten jedoch diejenigen ihres Verlobten.

„Und bitte, warum sollte das nicht möglich sein?" fragte Frau v. Willow gereizt.

„Ich glaube nicht, daß Julian jetzt hierher kommen wird."

„Du vergißt, daß Burg Horst seine zweite Heimath ist. Wer oder was könnte ihn daraus vertreiben?"

„Du hast recht", sagte Resa tonlos. „Hier ist auch er zu Hause — wie ich. Aber ich dachte —"

„Was?" Diesmal war es Camill's Stimme, die beinahe schneidend durch den Saal klang.

„. . . Daß er nicht mehr kommen würde, bis —"

„Bis Du verheirathet bist?" warf Frau v. Willow dazwischen.

„Ich weiß nicht, was ich dachte; mir ist so wirr!" sagte Resa. „Die Sommerluft ist schuld daran."

„Darf ich Dir Wasser von der Quelle holen?" sprach Camill kurz. Sie nahm es dankend an, aber sie begleitete ihn bis zum Schloßbrunnen und sah, wie er das Glas unter den Sprudel hielt.

„Julian kommt", dachte sie mit finsterem Grimm. Wie durfte er es wagen! Die „glückliche Brautzeit neu aufleben lassen?" Es war Hohn!

Camill reichte ihr das Glas. Sie bemerkte es nicht. Sie sah nur Julian und May unter den Jasminen sitzen und sich küssen . . . und nun blickte sie empor in Camill's Gesicht, fast neugierig forschend.

Ein einziges Mal hatte er sie auf die Stirn geküßt — das war Alles. Ja, so hatte sie es sich einst geträumt und gewünscht. Er war ernst — ein ganzer Mann. Und er heirathete sie, wie sie ihn — aus Achtung.

„. . . Willst Du kein Wasser?"

„Doch — gieb her!" Sie nahm ihm den Becher aus der Hand und trank in hastigen Zügen.

„Ist Dir nun wohler?"

„Danke. Mir war nicht unwohl."

Von May's und Julian's Besuch wurde kein Wort mehr gesprochen, bis zum nächsten Abende — als ein Peitschenknall unten am Berge ihre Ankunft meldete.

Es war eine Sommernacht ohne Mondschein. Unter den Bäumen war es zum Ersticken heiß. Auf der Terrasse brannten zwei Windlichter — kein Blatt regte sich.

Frau v. Willow besichtigte noch das Gastzimmer, aus Furcht, man habe vergessen, Kerzen in die Leuchter zu stecken und Wasser in die Krüge zu füllen, und der alte Herr schlief seit einer Stunde. Seine Jahre gestatteten ihm nicht, länger als bis zehn Uhr aufzubleiben.

So geschah es, daß nur Resa und Camill an den Wagen traten, die Reisenden zu begrüßen.

„Herr v. Adalhart! Sie hier!" rief May.

„Ich kam auf eine Woche, die heute verflossen — werde jedoch nun einige Tage länger bleiben", sagte er schroff, indem er ihr den Arm bot.

„Oh! Das ist liebenswürdig! Und wie vergnügt wollen wir sein . . . nicht wahr, Julian?"

Julian und Resa folgten. Keiner antwortete.

„Sie müssen nämlich wissen, lieber Vetter, daß es mich eine ungeheure Mühe gekostet hat, meinen gestrengen Herrn zu dieser Reise zu bewegen — der ewige Dienst und so weiter! Aber die Berichte der Tante über Euer Glück weckten all' die Erinnerungen —"

„In der That", sagte Camill artig.

„Entsinnst Du Dich, Resa, wie Du außer Dir warst, wenn Du uns allein überraschtest? Und wie Du es nicht leiden konntest, wenn wir . . ."

„O ja", unterbrach Resa sie. Aber es lag keine Heiterkeit in ihrer Stimme.

„Dort hat Julian damals Dir unseren Roman erzählt", May seufzte ein wenig. Sie traten aus dem Bereich der Windlichter. Immer noch regte sich kein Lüftchen.

„Wollen wir nicht das Austauschen froher Reminiscenzen für später aufsparen, bis wir die Tante begrüßt?" fragte Julian. Es war das erste, was er sagte. Er sah nicht nach rechts und nicht nach links, wo die Freunde seiner Kindheit, die Linden und Eichen ihre Riesenschatten warfen, er sah nicht die Hausthür, durch die der warme Lichtschein quoll, und nicht die alte Ringmauer, wo das Strauchwerk ihm so oft als Lager gedient, er sah nur den Boden vor sich, es hätte jedes Steinchen zählen können.

Inzwischen umarmte im Hausflur Frau v. Willow ihre Nichte. Und dann küßte Julian ihre Hand, alles wie früher. Julian hätte sich nicht gewundert, wenn Resa plötzlich mit langen Zöpfen und kurzen Kleidern vor ihm gestanden und wenn er selbst in der ersten Uniform ihr seinen ersten Rosenstrauß gebracht hätte.

„Du kennst ja Dein altes Zimmer", rief Frau v. Willow ihm zu. „Ich habe es für Euch hergerichtet. Das Abendbrot wartet, heute wird nicht mehr geschwärmt. Es ist schon spät!"

„Komm!" sagte Julian gebieterisch zu May. Doch diese, in flatterndem Reiseschleier, machte nicht Miene, zu gehorchen. „Hier ist das Bogenfenster, Julian, weißt Du, das Bogenfenster mit dem heiligen Abendgold."

„Ich sehe kein heiliges Abendgold", sprach er, „es ist verglüht!" Sein Blick bohrte sich in Resa's heiße, trockene Augen.

Er ahnte nicht, wer ihn fest und unverwandt betrachtete, wer in seinem mageren Gesicht las mit erschreckender Deutlichkeit —

„Resa", sagte Camill. Er öffnete die Saalthür für sie, ohne ein Wort hinzuzufügen. Sie sah ihn an und verlor Julian, die Thürflügel schlossen sich hinter ihr.

Lachend huschte May die Treppe hinan, schweigend folgte Julian.

Ja, das war sein altes Zimmer. Die Fenster waren offen, das Licht flackerte. Und aus seinem Fenster sah Julian die weite Welt, die Ruhe der Berge, den Schlaf des Alls, das ruhevolle Leuchten der Sterne.

Jahre zogen an Julian vorüber, lächelnde und traurige, aber alle waren sie begleitet von dem Dufte frischer Waldblüthen — bis auf eines, das ihm einst das herrlichste gedünkt. Dies barg den Dorn seines Lebens.

Er wandte sich jäh um, zu May, die ihren Koffer auspackte.

„Warum hast Du mich gezwungen, hierher zu gehen?" rief er zwischen den Zähnen. „Was treibst Du mich hin und her —"

„Du kannst seltsamer fragen", sprach May, sich aufrichtend. „Begreifst Du nicht, weshalb es mich nach Burg Horst zog?"

Er schwieg.

„Ich will Dir's sagen", fuhr sie fort. Sie erhob sich völlig und strich die Haare aus dem Gesicht. „Deshalb, weil Du in E. dermaßen verstandt und in den Sumpf des Al-